

Format de citation

Bürgers, Jana: Rezension über: Zenon È. Kohut, Making Ukraine. Studies on Political Culture, Historical Narrative, and Identity, Toronto: CIUS Press, 2011, in: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas / jgo.e-reviews, jgo.e-reviews 2014, 1, S. 7-9, <https://recensio-stag.lorax.syslab.com/r/0c9e6179f01a4785afb04e227868150c>



Franz Steiner Verlag

IM AUFTRAG DES
Leibniz-Instituts für Ost- und Südosteuropaforschung

copyright

Cet article peut être téléchargé et/ou imprimé à des fins privées. Toute autre reproduction ou représentation, intégrale ou substantielle de son contenu, doit faire l'objet d'une autorisation (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

teten russisch-orthodoxe Bischöfe, wie der evangelische Kirchenbau „im deutschen Stil“ nicht nur die sakrale orthodoxe Landschaft in der südlichen Dnjeprregion, sondern auch die russisch-ukrainische Einheit empfindlich störte. In der Tat gingen die Stundisten mit ihrem bewusst „unrussischen“ Erscheinungsbild und das wachsende ukrainische Nationalbewusstsein eine explosive Verbindung ein, die schließlich im Jahre 1894 zum Verbot stundistischer Aktivitäten führte. CATHY FRIERSON beschreibt in ihrem Beitrag den schwierigen, selektiven Prozess postsowjetischer Identitätsfindung der Stadt Vologda. Während sich die Stadt gerne an ihre reichhaltige vorrevolutionäre Geschichte als religiöses Zentrum und als *sacred city* (S. 222) erinnert, gelten die Massengräber ermordeter „Kulakenkinder“ aus dem Jahre 1930 hingegen bis heute als Tabu.

Im letzten Artikel des Bandes zeigt LISA KIRSCHENBAUM am Beispiel Leningrad/St. Petersburg, dass sich Umbenennungen von Straßennamen nicht immer widerstandslos umsetzen ließen, besonders dann, wenn die Stadtbevölkerung keine gemeinsamen oder persönlichen Bezüge zum Namen herstellen konnten. So war der Nevskij Prospekt nach der Russischen Revolution in „Prospekt des 25. Oktober“ umbenannt worden, erhielt jedoch 1944 auf Druck der Bevölkerung wieder seinen alten Namen, ebenso auch der Palastplatz. Umbenennungen waren dann erst wieder Ende der 1980er Jahre möglich, zuerst außerhalb des Stadtzentrums, dann auch vereinzelt innerhalb. Doch erst mit dem Sieg der Liberalen im April 1990 kam es zu einer umfangreichen Umbenennung von Plätzen und Straßen. Im Sommer 1991 erhielt Leningrad schließlich wieder den alten Namen St. Petersburg zurück, doch da viele mit dem alten sowjetischen Namen nicht nur die Sowjetmacht, sondern vor allem die Leningrader Blockade verbanden, trug die Stadt an Jahrestagen wieder kurzfristig die Bezeichnung „Heldenstadt Lenin-

grad“ (*gorod-geroj*).

Der Sammelband vereint eine Vielzahl sehr unterschiedlicher Beiträge, die sich alle mit der räumlichen Dimension historischer Lebenswelten auseinandersetzen. Dabei lassen sich zwei unterschiedliche Zugänge feststellen: In den Beiträgen zu Zentralasien, Eurasien und dem „Vaterland“ stand das *mental mapping* und die kulturelle Codierung einer (imaginierten) Großregion im Zentrum. Der Ausgangspunkt der anderen Beiträge war stets ein konkreter topographischer Ort, der mit Bedeutung aufgeladen wurde, so etwa die Straße, der Ballsaal, die Kirche oder das Agitationsvehikel. Im Vordergrund standen raumgreifende Praktiken, wie das Aushandeln von Raumnutzung oder der Kampf um ein bestimmtes Bedeutungsmonopol. Besonders spannend erscheinen jene Fallbeispiele, wo es zu einem Zusammenspiel von „oben“ und „unten“ kam. Ein Fazit, das sich daraus ziehen lässt: (Sozialer) Raum muss stets ausgehandelt werden, soll er nicht zu einem Gefängnis oder zu einer gesellschaftlichen Sackgasse werden. Gemeinsam ist allen Beiträgen, dass sie in der Tat den naturräumlichen Containerraum überwinden und die soziale Konstruiertheit von „Raum“ an einer faszinierenden Vielzahl von Beispielen exemplarisch untersuchen.

Viele raumtheoretische Erkenntnisse des Sammelbandes sind jedoch nicht ganz neu; auch das Fach Osteuropäische Geschichte hat den *spatial turn* bereits vor einigen Jahren für sich entdeckt und rezipiert. Folglich wäre wünschenswert gewesen, wenn die Herausgeber und Autoren in ihren Beiträgen noch expliziter kenntlich gemacht hätten, was neu an der propagierten *New Spatial History* ist. Denn jedes historische Ereignis hat ein *setting*, eine räumliche Dimension. Es gibt keine raumlose Forschung im Vakuum, sieht man einmal von der Weltraumforschung ab.

Julia Richers, Bern

ZENON E. KOHUT: Making Ukraine. Studies on Political Culture, Historical Narrative, and Identity. Edmonton, Toronto: Canadian Institute of Ukrainian Studies Press, 2011, XV, 340 S. ISBN: 978-1-894865-22-7.

„Historical Information on What Basis Little Russia Was under the Polish Republic and by What Treaties It Came under Russian Sovereigns, and a Patriotic Opinion as to How It Could Be Ordered So That It Would Be Useful to the Russian State without Violations of Its Rights and Freedoms.“ (S. 21)

Dieser für uns recht lang wirkende Titel einer Abhandlung des ukrainischen Adligen und Politikers Hryhorij Poletyky aus dem 18. Jahrhundert fasst sehr schön zusammen, worum es in der Aufsatzsammlung Kohuts geht. Heute würden wir sagen, Gegenstand ist die Ukraine, doch das Wort Ukraine kommt bei Poletyky gar nicht vor, und bei Kohut heißt es im Titel seines Sammelbandes auch „Making Ukraine“. Genau genommen ist, was gemacht wird, noch nicht fertig. Es geht also um das, was als Vorläufer der heutigen Ukraine gelten kann. Kohut selbst schreibt später, Kleinrussland müsse als wichtiger Baustein

und Vorspiel für die moderne ukrainische Nationsbildung wahrgenommen werden.

Kohut hat im vorliegenden Band 15 Aufsätze aus Zeitschriften, Festschriften und Sammelbänden aus über 30 Jahren mit der Begründung zusammengestellt, eine leichtere Verfügbarkeit der bis heute nicht veralteten Beiträge zu ermöglichen. Ein lohnenswertes Unterfangen.

Das Eingangszitat stammt aus dem ersten Aufsatz von 2003, in dem Kohut der Frage nach der russisch-ukrainischen Einheit bzw. den ukrainischen Eigenheiten im Denken und in der Kultur der frühmodernen Ukraine nachgeht. Er liest dafür sehr sorgfältig in den wichtigsten Geschichtstexten des 17. und 18. Jahrhunderts, z.B. in der „Synopsis“ (einer der ersten Geschichtsdarstellungen der östlichen Slawen, publiziert 1674 im Kontext des Kiewer Höhlenklosters), den Kosakenchroniken, deren berühmteste die von H. Hrabjanka und S. Velyčko (1710/20er Jahre) sind, dem „Razgovor“, einem fiktiven Dialog zwischen Groß- und Kleinrussland und den Abhandlungen von H. Poletyka. Die Leitfrage seiner Lektüre ist: Wohin zieht es die Ukraine – nach Polen-Litauen oder nach Russland? Er entdeckt doppelte oder sogar multiple Identitäten der Ukrainer, ein Phänomen, das für die damalige Zeit allerdings ganz normal war. Das Konzept Kleinrusslands, wie es von Adeligen und Denkern propagiert wurde, war der Versuch, diese multiplen Identitäten intellektuell zu rechtfertigen.

Der zweite Beitrag, ein Zeitschriftenaufsatz von 1996, ist quasi die ausführliche Begründung und Rechtfertigung für die Schwerpunktsetzung des ganzen Sammelbandes. Kohut vertritt die These, dass das sog. Kleinrussland des 18. Jahrhunderts, gleichzusetzen mit dem Kosakenhetmanat, bei Fragen nach der modernen ukrainischen Nationsbildung unbedingt beachtet werden müsse.

Ein recht früher Beitrag von 1981 widmet sich Forschungsproblemen und -desideraten beim Studium der ukrainischen Elite der Nach-Chmel'nyč'kyj-Ära. Basierend auf Max Webers sozialwissenschaftlicher Definition der gesellschaftlichen Struktur mit den Kategorien Klasse, Status und Macht untersucht er, welche Historikerschule welchen Elementen besondere Aufmerksamkeit geschenkt hat, wo Lücken und Versäumnisse klaffen und wo Möglichkeiten der Zusammenführung und Ergänzung liegen.

Diese Forderungen löst er im nächsten Aufsatz von 1983 selbst ein. Er erforscht die Struktur und politische Haltung der ukrainischen Elite, schildert die Schritte ihrer Integration in den russischen Adel, wirft einen Blick auf das Ausmaß der Ablehnung

oder Akzeptanz dieser Integration und zeigt die Konsequenzen der Transformation des Adels für die weitere historische Entwicklung Kleinrusslands.

Um die Elite geht es auch in den beiden folgenden Aufsätzen. Im einen vertieft Kohut die Informationen über Leben, politische Ideen und Schriften des Adligen Poletyka. Im anderen beschäftigt er sich wieder einmal mit den schon genannten zeitgenössischen Dokumenten, dieses Mal unter der Fragestellung, wie die politische Elite die Ereignisse von Perejaslav 1654 beurteilte. Ort und Jahr stehen für eines der am heftigsten umstrittenen Ereignisse der ukrainischen Geschichte. In dem Abkommen zwischen dem Kosakenhetman B. Chmel'nyč'kyj und Vertretern des russischen Zaren ging es um den Grad der Autonomie und Abhängigkeit der Ukraine vom Russischen Reich, die Rechte und Freiheiten der Kosakenukraine und die Schutzfunktion des Zaren. Die Interpretation der damaligen Ereignisse bestimmt bis heute das ukrainisch-russische Verhältnis, wie im letzten Beitrag mit dem Titel: „Eine Gegenüberstellung mit dem russischen Erbe der Ukraine: Politik und Geschichte in der späten Kučma-Ära“ im Detail nachzulesen ist.

Ähnlich der fast vollständigen Integration des Adels ins Russische Reich erging es der ukrainischen orthodoxen Kirche. Äußerer Druck und innere Entwicklung waren die Gründe für die tiefgreifende Transformation der kirchlichen Organisation. Im Zeitraum von 1654 bis ins frühe 19. Jahrhundert verlor sie ihre Autonomie nahezu vollständig; nur in den Volkstraditionen lebten wenige lokale ukrainische Besonderheiten fort.

Auch wenn die Historiographie schon im ersten Teil des Buches immer wieder eine wichtige Rolle spielt, so steht sie im zweiten Teil nun wirklich im Vordergrund. Im wohl schwächsten Aufsatz der ganzen Zusammenstellung geht es um biblische und ethnische Ursprünge der Slawen in der polnischen, ukrainischen und russischen Historiographie. Versteckt unter (zu) vielen Details lässt sich erkennen, dass biblische Quellen jeweils so interpretiert wurden wie es die jeweiligen Schreiber gerade opportun fanden, um die eigene Dominanz zu rechtfertigen und die Herkunft des eigenen Volkes auf möglichst alte Ursprünge zurückführen zu können.

Deutlich interessanter liest sich da der Vergleich zweier Geschichtswerke, nämlich der „Geschichte der Zaren und Großfürsten des Rus'-Landes“ von F. A. Gribojedov und der bereits erwähnten „Synopsis“. Während beiden die Rolle von Dynastie, Staatlichkeit und Religion wichtig ist, fügt die „Synopsis“ noch den Aspekt von Volk/Nation oder Ethnos hin-

zu, ein Konzept, das erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts schließlich auch in der russischen Geschichtsschreibung Beachtung zu finden begann.

Etwas weiter spannt Kohut den Bogen, wenn er die Entwicklung der ukrainischen nationalen Historiographie im Russischen Imperium untersucht. Er sieht unbedingt einen Zusammenhang von Historiographie und Identitätsbildung und zeigt durch die Vorstellung und Diskussion der wichtigsten Darstellungen der ukrainischen Geschichte, wie sich Geschichtsschreibung und Identität der Ukraine allmählich emanzipierten.

Unter dieser Voraussetzung kann er dann auch „Geschichte als Kampfplatz für die russisch-ukrainischen Beziehungen“ bezeichnen, was nach der Unabhängigkeit der Ukraine nach 1990 durch die Wiederentdeckung von Themen wie dem Kosakenhetmanat nochmals neue Aktualität erfuhr.

Die Mechanismen, denen die Geschichtsschreibung unterliegt, legt Kohut am Beispiel des Judenbildes dar. Wieder widmet er sich den uns schon bekannten Quellen („Synopsis“, Chroniken, etc.) und zeigt, wie Stereotype entstehen, welchen Weg sie von

Darstellung zu Darstellung nehmen, oftmals stark beeinflusst von aktuellen Ereignissen zur Zeit der Niederschrift, wie ausländische Historikerschulen Einfluss nehmen und selbst in der Folklore ihren Niederschlag finden.

Zwei solide Rezensionsartikel sind auch noch in dem Sammelband enthalten: einer zu Werken über die Haidamakenbewegung und der andere zu post-sowjetischen Studien über das Kosakenhetmanat. Kohut behandelt jeweils fair Stärken und Schwächen der Darstellungen und ergänzt sie dann um seine eigene Sichtweise.

Kohuts Aufsatzsammlung ergibt ein beeindruckendes Mosaikbild wichtiger Aspekte der kleinrussischen Geschichte. Anders nämlich als bei vergleichbaren Zusammenstellungen erhalten hier die Einzelaufsätze durch die neue Kontextualisierung wirklich einen Mehrwert, indem sie sich ergänzen, einzelne Aspekte vertiefen, von einer anderen Seite beleuchten und so das Bild reich und schillernd machen.

Jana Bürgers, Offenburg

EDUARD MÜHLE: Die Piasten. Polen im Mittelalter. München: Beck, 2011. 128 S., 7 Abb., 2 Ktn., 2 Graph. = Beck'sche Reihe Wissen, 2709. ISBN: 978-3-406-61137-7.

Die Historiographie verschiedener Zeiten hat vor dem Hintergrund ihrer je eigenen aktuellen Legitimations- und Sinngebungsbedürfnisse die mittelalterliche Geschichte Polens und der Piastendynastie unterschiedlich ausgelegt. So zuletzt seit dem Jahre 1989 als Integrationsprozess in die europäische Geschichte. Mit dieser Feststellung leitet Eduard Mühle sein schmales, inhaltlich aber einen gewichtigen und griffigen Überblick bietendes Bändchen ein. Er macht damit zugleich deutlich, dass besonders bei der Beschäftigung mit mittelalterlicher, an schriftlichen Quellen armer polnischer Geschichte etwelcher Deutungsspielraum bleibt.

Ungeklärt ist so letztlich weiterhin, wie und weshalb dem gentilen Personenverband um den Fürsten Mieszko und um seine Vorgänger unter anderen westslawischen Stämmen der machtpolitische Aufstieg gelungen ist. Umso mehr besticht, wie zielgerichtet sich die Piastenfürsten vor dem Jahre 1000 in- nert weniger Jahrzehnte als führendes Fürstenhaus etablierten: Durch die Annahme des Christentums, die nicht nur einen Prestigegewinn bedeutete, sondern auch eine Befestigung der Herrschaft sowohl

gegen innen wie nach außen; durch die Überführung und Vereinnahmung eines Märtyrerheiligen und die Unterstellung der Herrschaft unter die Hoheit des Papstes, was die Legitimität stärkte; und schließlich mit der Aufnahme unter die königlichen Herrscher durch den Kaiser.

Generell zeichnet sich Mühles Einführung positiv dadurch aus, dass sie den sozialen, wirtschaftlichen und organisatorischen Grundlagen piastischer Herrschaft im Mittelalter großzügig Raum widmet. Er schafft damit die Voraussetzungen, um spätere Phänomene der polnischen Geschichte zu verstehen, etwa den Aufstieg der Amtsträger und Großen im Umfeld der Fürsten zum einflussreichen Adel und die Territorialität der Herrschaftsorganisation.

Indem er sich von den Perspektiven national-polnischer Geschichtsschreibung des 19. und 20. Jahrhunderts löst, beschreibt Mühle die zunehmende Zersplitterung des *regnum Poloniae* in bis zu 20 Teilfürstentümer seit der Mitte des 12. Jahrhunderts nicht einfach als negativ. Führt diese doch zu einer Verdichtung der Herrschaftsbeziehungen in den einzelnen Landschaften. Zugleich nutzten die Kirche, die teilfürstlichen Amtleute und die Großen die zeitweilige Schwäche der Teilfürsten für den eigenen Machtzugewinn und den Ausbau ihrer Autonomie. Die Teilfürsten wiederum reagierten auf ihre schwindende materielle Basis einerseits durch eine